

reichere Verweise einige Abhilfe schaffen, und dies wäre um so nötiger, als man noch vor Erscheinen des geographischen und Sachregisters im letzten Band mit den vorhandenen Teilen arbeiten möchte.

Marburg a. d. Lahn

Hugo Weczerka

Europa Slavica — Europa Orientalis. Festschrift für Herbert Ludat zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Klaus-Detlev Grothusen und Klaus Zernack. (Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, Bd. 100.) In Kommission bei Duncker & Humblot. Berlin 1980. XII, 569 S., 1 Porträt.

Es ist die zweite Festschrift, die in den Gießener Abhandlungen zu Ehren des bekannten Gießener Historikers Herbert Ludat erschienen ist, diesmal zu seinem 70. Geburtstag. Sachlich ein hervorragendes und in mancher Hinsicht eigenartiges Werk, spiegelt es gleichzeitig die persönlichen Züge des Jubilars als Gelehrten von hohem Rang und eigener Prägung wider. Mit seinem wissenschaftlichen Schaffen hängt es zusammen, daß rund die Hälfte der 22 Beiträge von Ausländern geschrieben sind, sieben allein von Polen, darunter ein Aufsatz von Gerard Labuda. Mit einem Beitrag über die mittelalterliche Heiligenverehrung Böhmens ist František Graus dabei („St. Adalbert und St. Wenzel“, S. 205—231); der Budapester Gelehrte András Kubinyi berichtet über die eigenständige Entwicklung der mittelalterlichen Städte im Puszta- und Karpatenraum am Beispiel von Szeged („Handel und Entwicklung der Städte in der ungarischen Tiefebene im Mittelalter“, S. 423—444); der jugoslawische Byzantinist Jadran Ferluga (Münster) behandelt den verwaltungsgeographischen Terminus Dalmatien im hohen Mittelalter („Dalmatien — Wandlung eines verwaltungsgeographischen Terminus in den byzantinischen Quellen des 12. Jhs.“, S. 341—353). Thematisch wiegen, entsprechend den Interessenschwerpunkten des Jubilars, Probleme aus der mittelalterlichen Geschichte Mitteleuropas vor, darunter zwei, die Böhmen betreffen, aus der Feder von Peter Moraw („Zur Mittelpunktfunktion Prags im Zeitalter Karls IV.“, S. 445—489) und Rainer Christoph Schwinges („Primäre' und 'sekundäre' Nation — Nationalbewußtsein und sozialer Wandel im mittelalterlichen Böhmen“, S. 490—532) (beide Gießen). Eingestreut sind ferner je ein Beitrag über ein zentralasiatisches Thema, ein skandinavisches (von Herbert Januhn: „Wandlungen im Bilde des ‚Wikingers‘ und der ‚Wikingerzeit‘ in der Spiegelung der neueren skandinavischen Dichtung“, S. 533—541) und ein baltisches. Eingerahmt ist das Ganze von zwei Texten der beiden Herausgeber: Klaus-Detlev Grothusen steuert das knappe festliche Geleitwort bei (S. IX—XII), wobei er gleichzeitig auf den das Werk abschließenden Beitrag von Klaus Zernack („Bemerkungen zur Geschichte und gegenwärtigen Lage der Osteuropahistorie in Deutschland“, S. 542—559) verweist, den Grothusen als Vorarbeit zu einer „Geschichte der deutschen historischen Osteuropa-Forschung“ auffassen möchte (S. X). „Osteuropa-Forschung“ wird dabei in einem betonten Gegensatz zur „Ostforschung“ gesehen.

Gerard Labuda, ein Historiker der Spitzenklasse, ergreift in der Festschrift noch einmal das Wort zur Frage der Lokalisierung der „Civitas Dragaviti“ (S. 87—98) im Wilzenland gegen Ende des 8. Jhs. Er bringt dabei einige sehr beachtenswerte neue Argumente für die Identifizierung mit Branden-

burg (oder auch Havelberg) bei, welche Identifizierung Ludat seinerzeit, mit 26 Jahren, als Vermutung erstmalig ausgesprochen hatte. Der Rezensent geht demnächst im Rahmen dieser Zeitschrift näher darauf ein.

Jerzy Strzelczyk, ein inzwischen in der Bundesrepublik bestens bekannter und angesehener Forscher, schreibt mit großem wissenschaftlichem Apparat und in seiner immer fachkundigen, klaren Argumentation über den Gotenzug von der Ostsee über polnisches Gebiet zum Schwarzen Meer („Einige Bemerkungen zur Diskussion über die Frühgeschichte der Goten“, S. 1—29). Seit 1956 habe sich die Zahl der Funde in Südostpolen, die diese Wanderung bestätigen, so stark vermehrt, daß jeder Zweifel nunmehr ausgeräumt sei. Ein Gotenreich in diesem Raum habe es freilich nie gegeben.

Nach Lech Leciejewicz („Westslaven und Normannen in ihren Kulturbeziehungen im frühen Mittelalter“, S. 232—248), einem Kenner der frühgeschichtlichen slawisch-skandinavischen Verbindungen, beschränkten sich die Kontakte zum Norden zunächst auf den ostsee-slawischen Küstenstreifen selbst. Erst mit der Entstehung der Piastenmonarchie seien normannische Handelszüge landeinwärts an Oder und Weichsel vorgedrungen. Silberschatzfunde aus dem 10. Jh. konzentrierten sich um die Zentralorte von Großpolen, Kujawien und westlichem Masowien. Da Wollin eine unabhängige Stellung behaupten konnte, sei in den achtziger Jahren des 10. Jhs. Danzig als neuer Austauschplatz mit Skandinavien entstanden. Zur Sprache kommen auch die dynastischen Verbindungen, gelegentliche Bundesgenossenschaft, aber auch Kriege zwischen Ostseeslawen und Skandinaviern, ferner die normannische Abkunft einzelner polnischer Adelsgeschlechter und, andeutungsweise, die Ansiedlung von Kaufleuten, Söldnern, Handwerkern in frühen slawischen Stadtkeimen und an Fürstenhöfen.

Brygida Kürbis, die sich u. a. als Herausgeberin mittelalterlicher polnischer Geschichtsquellen einen Namen gemacht hat, liefert einen kulturgeschichtlich wertvollen Beitrag zur Geschichte der Frömmigkeit des 11. Jhs. in der facettenreichen Abhandlung über „Die Gertrudianischen Gebete im Psalterium Egberti“ (S. 249—261). Königin Richeza dürfte den Psalter als Mitgift von ihrem Vater nach Polen gebracht haben, von wo er mit ihrer Tochter Gertrud an den Kiewer Hof kam, um zuletzt als Geschenk der hl. Elisabeth nach Cividale in Friaul zu gelangen.

Stanisław Trąkowski („Heredes im frühpiastischen Polen“, S. 262—285) bringt eine recht heterogene Zusammenstellung der Auffassungen der Forschung der letzten 200 Jahre zur Frage der sog. *heredes*. Eine deutlichere Unterscheidung der bäuerlichen von den sonstigen *heredes* wäre hilfreich gewesen; denn *heredes* waren letztlich sämtliche Bewohner Polens, vom Fürsten herab bis zum unfreien Bauern, der zumindest seine Unfreiheit vererbte. Gewiß waren einzelne Elemente mancher neueren Auffassung schon einmal gedacht, seltener nachgewiesen und belegt. So soll vor dem Rezensenten bereits R. Hube Gacow mit Gałków identifiziert haben (S. 274 — was jedoch nicht zutrifft). Smolkas Deutungen der niederitterlichen *heredes* des Heinrichauer Gründungsbuches und die Folgerungen, die er daraus zog, weichen nicht unerheblich von denjenigen des Rezensenten ab, und der angeführte Ehrenkreuz hat in ihnen bäuerliche Erbbesitzer gesehen. Aus altbekannten Einzelementen können immer wieder neue, hoffentlich bessere Lösungen hervorgebracht werden. Der Wert dieses sehr charakteristischen Beitrages liegt vor allem darin, daß er noch einmal zeigt, wie verwirrend der Irrgarten der Heredes-Forschung war und immer noch sein kann.

Andrzej Poppe („Die Magdeburger Frage — Versuch einer Neubewertung“, S. 297—340) überprüft in souveräner Weise ein Sonderkapitel aus der deutschen Geschichte der Jahre 1152—1154. Es betrifft Wichmann, den Erzbischof von Magdeburg, nach seiner angefochtenen Wahl zum Magdeburger Oberhirten, als seine Stellung zwischen Kaiser, Papst und Domkapitel zur Diskussion stand. Poppe kommt zu einer Neubewertung mancher Daten und Charakteristiken der Beteiligten einschließlich Kaiser und Papst, indem er eine neue Quelle heranzieht: die einst in Magdeburg für den Plocker Dom angefertigten, dann nach Nowgorod gelangten Bronzetüren mit einer auf Wichmann bezogenen Inschrift.

Benedykt Zientara, dessen ausgewogenes Urteil allgemein geschätzt wird, ist einer „Legende“ nachgegangen, die von manchem Geschichtsschreiber gutgläubig als ein Höhepunkt des nationalen Kampfes zwischen deutschen und polnischen Schlesiern dargelegt worden sei („Die Schlacht bei Rothkirch: Entstehung einer Legende“, S. 368—390). Nach Zientara hat jedoch die berühmte „Schlacht von Rothkirch“ weder in der vom *Chronicon Polono-Silesiacum* erzählten Form eines großartigen deutschen Sieges noch zur angegebenen Zeit stattgefunden.

Als Legende neueren Datums enthüllt Hans K. Schulze die angeblich im späteren Mittelalter angedrohte Todesstrafe für Benutzung der wendischen Sprache vor deutschen Gerichten („*Slavica lingua penitus intermissa* — Zum Verbot des Wendischen als Gerichtssprache“, S. 354—367). Sie sei zuletzt im Handbuch „Die Slawen in Deutschland“ (Berlin-Ost 1970) wieder vorgebracht, wurde aber schon früher gelegentlich und ohne Beleg publiziert. Ungeklärt bleibe jetzt nur noch eine gleichartige Meldung aus dem Meißenschen vom Jahre 1424.

Dem Beitrag von Gotthold Rhode („Die Ostbewegungen des deutschen, polnischen und russischen Volkes im Mittelalter — Versuch eines Vergleichs“, S. 178—204) kommt eine weite, mittel- wie osteuropäische Bedeutung zu. Er vergleicht die Ostbewegungen des deutschen, polnischen und russischen Volkes im Mittelalter und deckt innerhalb dieses dreifachen „Drangs nach Osten“ Gemeinsamkeiten wie Abweichungen auf. Ostmittel- und Osteuropa erscheinen damit in einer charakteristischen Wesensverwandtschaft, die meines Erachtens auf Gesamteuropa ausgedehnt werden darf, da es in zurückliegender Zeit immer wieder Kulturwanderungen und Kulturperipherien gegeben hat, die den jeweiligen Kulturraum von der „Barbarei“ vorübergehend abgrenzten. So hat z. B. die griechische Zivilisation sich über alle seinerzeit noch unterentwickelten Mittelmeerküsten verbreitet, die römische über das damals „barbarische“ Westeuropa. Nur waren das noch „Dränge nach Westen“, die erst seit dem Frankenreich ihre Richtung wechselten und als „Drang nach Osten“ ihren bisherigen Höhepunkt im russischen Imperium mit dessen ungeheurer Ostausdehnung erreicht haben.

Reinhard Wenskus stellt in einer minutiösen Quellenstudie das Schicksal einer aus dem Prußenlande nach Pommerellen verschlagenen adligen Familie dar („Eine prußische Familie in Pommerellen und ihre Erben“, S. 391—422), während Manfred Hellmann bei den baltischen Völkerschaften noch im 12. Jh. eine Adelsherrschaft beobachtet, die den Vorstellungen Dannenbauers über die Verhältnisse bei den Germanen entspreche („Burgen und Adelsherrschaft bei den Völkern des Ostbaltikums“, S. 30—50).

Hansgerd Gökkenjan behandelt ein nur scheinbar abgelegenes Thema, indem er über das Dezimalsystem in der Heeres- und Stammesorganisation altaischer Völker berichtet („Zur Stammesstruktur und Heeresorganisation

altaischer Völker — Das Dezimalsystem“, S. 51—86). *Ipse* [Dschingis-Chan] *autem assignat ubi maneanť duces* [er teilt ihnen Weideplätze zu], *duces vero assignant millenariis loca, millenarii centenariis, centenarii decanis*. „Das ulus-System spielte [auch] bei der Erhebung von Abgaben und Steuern eine große Rolle“ (S. 80). — Göckenjan geht nicht auf Polen ein, wo bekanntlich die heimische Forschung beharrlich auf dem Standpunkt steht, daß zwar die dortigen Zenturionen „hundert“ Mann unter sich hatten, aber die häufig auftretenden *decimi* nicht etwa Zehnschaftsführer waren, sondern jene „hundert“ Gemeinen des Zenturio.

Lothar Dralle sucht in seinem Beitrag „Zu Vorgeschichte und Hintergründen der Ostpolitik Heinrichs I.“ (S. 99—126) den politischen Schwerpunkt der Wilzen, nach meiner Meinung irrtümlich, im Hevellerland. Des weiteren kombiniert er die sporadischen Aussagen zerstreuter Annalen usw. zu knappen Synthesen über das politische Geschehen bei Sorben, Daleminzen, Böhmen und Mähren. Anschließend skizziert er auf derselben Quellenbasis die Eingriffe des ostfränkischen Reiches in die Slawenwelt, den ungarischen Einbruch, Reaktionen der Přemysliden und schließlich die bayerisch-sächsische Rivalität auf diesem Feld. Wir erfahren, daß Dralle demnächst „Studien zur Geschichte des hevellisch-wilzischen Fürstentums“ veröffentlicht, in dem er u. a. auch seine vermutete Datierung des Bayerischen Geographen zum Ende des 8. Jhs. näher begründen will. Auch Hans-Dietrich Kahl kündigt in seinem Beitrag zum Wendenkreuzzug von 1147 ein neues Werk an: „Die abschließende Lösung der Heidenfrage als Kreuzzugsprogramm Bernhards von Clairvaux“.

In das schwierigste Fahrwasser hat sich jedoch Charlotte Warnke begeben. Sie liefert den längsten und mit dem ausführlichsten wissenschaftlichen Apparat ausgestatteten Beitrag über das älteste Polen betreffende Dokument, ein Regest aus der Zeit Mieszkos, das die Grenzen der civitas Gnesen einschließlich ihrer Pertinenzen beschreibt und das Ganze dem hl. Petrus schenkt („Ursachen und Voraussetzungen der Schenkung Polens an den Heiligen Petrus“, S. 127—177). Strittig und viel diskutiert werden und sind fast alle Fragen, die mit diesem lakonischen Text zusammenhängen. Bewunderswerte Sachkenntnis und Fleiß und vielleicht noch mehr Mut sind daher der Vf.in zu bescheinigen. Trotzdem wird sie nicht mit allseitiger Zustimmung rechnen können, was bei dem kontroversen Thema unvermeidlich ist. Als Zweck der Schenkung sieht sie vor allem kirchenpolitische Absichten, wobei sowohl Mieszko wie der Papst eine kirchliche Verselbständigung Polens angestrebt hätten. Der Rezensent würde demgegenüber das auch von Warnke erwähnte Schutzbedürfnis Odes und ihrer Söhne stärker in den Vordergrund rücken, weil es sich bei dem Vorgang letztlich um eine Kommendation handelt, die den mächtigen Apostel Petrus als Schutzherrn gewinnen will. Territorial umfaßt die Schenkung nach Warnke das gesamte Gebiet des nachmaligen Erzbistums Gnesen. Krakau hat zuletzt indes nicht einmal mehr Łowmiański zum Schenkungsgebiet gerechnet; es wurde vielleicht schon damals von Bolesław, dem ältesten Sohn Mieszkos aus erster Ehe, regiert. In der Tat hat Bolesław seine deutsche Stiefmutter Ode und deren Söhne kurz darauf aus dem Lande gejagt, so daß die Verkehrung des sterbenskranken alten Mieszko aus Sorge für die hinterbleibende Witwe und ihre Kinder durchaus angebracht erscheint. Regenten wie Dynasten haben vor allem und zu allen Zeiten immer ein Ziel: die Sicherung ihrer Herrschaft und ihrer Dynastie. Der zeitgenössische, am polnischen Hofe verkehrende Brun von Querfurt hat das anscheinend ebenso gesehen, indem er in seinem bekannten Brief an Heinrich II. die polnische Tributspflicht gegenüber dem Papst als eine Voraussetzung für den Schutz Polens

durch Petrus ansieht. — Es sei auch angemerkt, daß der Rezensent in der Tat, wie Vf.in beanstandet, aus guten Gründen dazu neigt, die allgemeine polnische Zehntpflicht lange vor 1136 anzusetzen und sie schon für die Zeit von Bolesław Chrobry als möglich erachtet. Eine andere Frage ist, wann diese Pflicht voll realisiert werden konnte. In Böhmen, dem Vorbild für Polen, war das offenbar schon um das Jahr 1000 der Fall, wobei auch die Höhe des Zehnts nach Cosmas I 40 bereits genau festgelegt war. — Doch solche Vorbehalte ändern nichts an dem Respekt, den wir der Vf.in für diese hervorragende Leistung schuldig sind.

Marburg a. d. Lahn

Oskar Kossmann

Józef Matuszewski: Słowiański Tydzień. Geneza, struktura i nomenklatura. [Die Slawische Woche. Genese, Struktur und Nomenklatur.] (Łódzkie Towarzystwo Naukowe. Societas Scientiarum Lodziensis, Prace Wydziału II — Nauk Historycznych i Społecznych, Nr. 83.) Zakład Narodowy im. Ossolińskich, Wyd. Breslau, Lodz 1978. 134 S., deutsche Zufass.

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Entstehung, Struktur und Nomenklatur der Slawischen Woche. Die Zeitrechnung der Slawen ist nur zu verstehen, wenn man sie in Beziehung zur antiken und kirchlichen Chronologie setzt. In Teil I führt M. aus, daß sich in der griechisch-römischen Welt allmählich die im Osten schon längst vorherrschende siebentägige Woche durchsetzte. Eine wichtige Vermittlerrolle haben dabei die Juden gespielt, welche die Wochentage mit den Ordinalzahlen bezeichneten und nur dem am Wochenende stehenden Feiertag, dem Sabbat, einen eigenen Namen gaben. Die christliche Kirche übernahm die Zählung der Wochentage von den Juden, stellte jedoch den Feiertag, der an die Auferstehung Christi erinnerte, an den Wochenanfang. Nunmehr wurden zwei Wochentage mit besonderen Namen bezeichnet, der Sonntag „dominica“ und der Samstag „sabbatum“. Hinzu kam später noch eine eigene Bezeichnung des Mittwoch „media septimana“, so daß das Verhältnis zwischen individuellen Namen und Benennungen mit Ordinalzahlen 3 : 4 war.

Teil II behandelt die Slawische Woche, die im Zusammenhang mit der Christianisierung bei den Slawen eingeführt wurde. Während bei der Christianisierung der Romanen und Germanen bereits auf eine vorhandene siebentägige Woche zurückgegriffen werden konnte, hatten es die Missionare bei den Slawen ungleich schwerer, da dort nichts dergleichen vorlag. Sie mußten eine neue Terminologie entwickeln, die über das Altkirchenslawische in allen slawischen Sprachen Eingang fand. Außerdem gelangte diese auch in das Ungarische und einige baltische Sprachen, z. B. in das Litauische. Aus dem kirchlichen Kalender übernahmen die Missionare die individuellen Bezeichnungen für den Sonntag, Mittwoch und Samstag, wobei sich für den ersteren bei den Südslawen die vom Altkirchenslawischen abweichende Form „prazd'nik“ und im Westslawischen „neděle“ (tschechisch) bzw. „niedziela“ (polnisch) verbreitete. Wenn auch „niedziela“ nicht mit der sonst gebräuchlichen Form „dominica“ übereinstimmt — es bedeutet eigentlich: „nie działać“ = arbeite nicht! —, so steht dieser Begriff dennoch in voller Übereinstimmung mit der kirchlichen Terminologie, wonach der Sonntag ein Tag ist, an dem nicht gearbeitet wird. Lediglich die Wortschöpfung für Montag „podniedziałek“ = Nachsonntag keine Entsprechung in der kirchlichen Nomenklatur. In der Forschung ist seit langem die